

Geopolitische Probleme

Autor(en): **Wilhelm, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 15: **Geographieunterricht**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tum des Weissen" auf den Farbigen wirkt — auch heute noch —, darüber kann jeder Missionär zur Genüge Auskunft geben. Je mehr wir mit „Ehrfurcht“ dem Brauchtum fremder Stämme und Völker gegenüber treten und

auch dementsprechend darüber reden, um so eher werden unsere Schüler versuchen, gute und schlechte Gebräuche, die sie beobachten, vorsichtig und massvoll zu beurteilen.

Einsiedeln. P. Friedr. Ziegler, OSB.

Geopolitische Probleme

I.

In früheren Zeiten sah man in der politischen Geographie eine äusserliche Zusammenstellung der Staatsgebiete, Provinzen, Ortschaften, im Gegensatz zur Betrachtung der sog. physikalischen Grundlage. Die heutige Erdkunde zeigt uns Volk und Staat in ihrer Abhängigkeit von der Landesnatur. Insofern dabei der Nachdruck auf dem *Menschen*, der den Boden zur Grundlage der Staatsentwicklung nehmen muss, gelegt wird, sprechen wir von „politischer Geographie“. Steht dagegen die *Landesnatur* im Vordergrund, so nennen wir das „physische Erdkunde“.

Dabei erscheint die Geographie als Nachbarin der Naturwissenschaft. Wie alle Wissenschaften unter dem Einfluss des Zeitgeistes, der sich in die Materie verloren hatte, irgendwie der Naturwissenschaft Gesetze und Methoden entnahmen, so wurde auch die Geographie fast zur reinen Naturwissenschaft. Geologische Untersuchungen, Vulkanismus, Gletscherkunde, Eiszeittheorien, Klimaschwankungen, Erdmagnetismus usw. waren Lieblingsthemen der Geographen der Mittelschule. Dadurch trat der Gesichtspunkt, unter dem die Geographie die Erde zu betrachten hat, nämlich als Wohnplatz der Menschen, oft stark zurück. Die Wechselwirkung zwischen Boden und Volk oder Staat ist das eigentliche Arbeitsgebiet der Geographie.

Das hat vor allen *Ratzel* erkannt. „Die tief heraufwirkende Macht des *Bodens* zeigt sich durch die ganze Schichtenfolge der Geschichte und bringt sich auch in allem Reichtum des gegenwärtigen Lebens rücksichtslos zur

Geltung. Darin liegt etwas Geheimnisvolles, das beängstigend wirken kann, wenn es die scheinbare Freiheit des Menschen einfach vernichtet (?). Der Boden erscheint uns wie der tiefste Sitz der Unfreiheit, wie er starr, immer derselbe und in derselben Stelle, die wechselnden Stimmungen der Menschen unterlagert, um jedesmal, wenn sie dieser Grundlage vergessen, beherrschend über sie emporzutauchen wie eine ernste Mahnung an das Wurzeln alles Lebens im Erdboden. Mit grausamer Wahllosigkeit verteilt er die geschichtlichen Geschicke. Den Boden, den ein Volk erhielt, muss es behalten, auf ihm sich ausleben, in ihn sich schicken. Aus ihm quillt die Nahrung des politischen Egoismus, der nach den Geboten seines Bodens handeln muss, indem er bis zur letzten Hufe an ihm festhält und alles tut, um allein seiner Vorteile sich zu erfreuen, wie auch die Stamm- und Kulturverwandtschaften über ihn hinauswachsen mögen“ (*Ratzel, Anthropogeographie 1, 48*).

Die Wechselwirkung zwischen Boden und Volk hat *Ratzel* auch für die Geschichte scharf erkannt: „Weist man der Geschichte das zeitliche Geschehen, der Geographie das räumliche Sein zur Erforschung zu, so vergesse man nicht: alles Geschehen findet im Raume statt, jede Geschichte hat also ihren Schauplatz. Was heute Gegenwart ist, wird morgen Geschichte sein. So ginge also der Stoff der Geographie ununterbrochen in die Hand der Geschichte über. Man sieht, dass scharfe Sonderungen dieser Art nicht folgerichtig durchzuführen wären, ohne natürlich Zusammengehöriges zu zerreißen, sondern dass eben diese beiden Wissenschaften nur in inniger wechselwirkender Verbindung eine fruchtbare Tätigkeit zu entfalten vermögen. Herders Satz von der Geschichte als einer in Bewegung gesetzten Geographie bleibt wahr, auch wenn man ihn

umkehrt, und so wie so folgt daraus, dass die Geschichte nicht verstanden werden kann ohne ihren Boden und dass die Geographie irgend einer Erdstelle nicht darzustellen ist ohne Kenntnis der Geschichte, die darauf ihre Spuren gelassen hat. Jedes Kartenblatt will in geschichtlicher Perspektive betrachtet werden, und wiederum ist ohne dasselbe Kartenblatt keine Aenderung des Verkehrs, der Siedlungen, keine Völkerverschiebung zu verstehen" (ebenda 1,55).

Die politische Geschichte lehrt, dass die realste Grundlage der Politik der Boden ist. Die echte Realpolitik hat daher immer einen starken geographischen Kern. In der Politik wie in der Geschichte beschäftigt man sich nur mit Symptomen statt mit Ursachen, wenn man den Boden vergisst.

Diese Gedankengänge führten von selbst dazu, Geographie und Politik zu verbinden. Das ist an und für sich nicht gefährlich, wenn man sich dabei an die unverrückbaren Tatsachen der geographischen Bedingungen hält. Damit kommt man zur Geopolitik, die man als „angewandte Erdkunde" (E. Ebner) bezeichnet hat.

Der erste, der die geopolitischen Gedankengänge in ein System gebracht hat, ist der bekannte Schwede Rudolf Kjellén. Seine Werke „Die Grossmächte der Gegenwart", „Die politischen Probleme des Weltkrieges", „Studien zur Weltkrise", enthalten eine Fülle feinsten geopolitischer Beobachtungen. In Deutschland ist heute Karl Haushofer, der Kjelléns Bücher fortführt, der namhafteste Vertreter dieser Richtung. Erwähnt seien seine Werke: „Grenzen", „Geopolitik der Panideen", „Bausteine zur Geopolitik" (m. anderen), „Zur Geopolitik der Selbst-Bestimmung", mit Josef März, der eine Definition der Geopolitik versuchte: „Zur Begriffs-Bestimmung und wissenschaftlichen Grundlegung der Geopolitik". Eine gute Einführung bietet James Fairgrievés „Geographie und Weltmacht" (übers. Berlin 1925). Die klassische Zusammenfassung für geschichtliche Tatsachen ist Hugo Hassinger „Geograph. Grundlagen der Geschichte" (in Herders Gesch. d. Führenden Völker, Bd. 2, 1931). Sehr viel Stoff bietet der Aufsatz Albert Schae-

fers „Zur Behandlung geopolitischer Fragen im Erdkundeunterricht" (Geograph. Anzeiger 1933). Endlich sei hingewiesen auf R. Hennigs „Geopolitik" (Berlin 1928), auf die Zeitschrift „Geopolitik", den „Geopolitischen Geschichtsatlas" von Franz Braun und A. Hillen Ziegfeld (Dresden 1930) und die „Geopolitische Weltkarte" von Max Georg Schmidt (Gotha, Perthes 1933).

II.

Da die Geopolitik nur dann in der Schule einen berechtigten Platz beanspruchen kann, wenn sie sich auf die anerkannten Tatsachen der Geschichte und Geographie gründet, so ist damit von selbst gegeben, dass sie grundsätzlich nur in der Oberstufe unserer Mittelschulen behandelt werden darf. Das hindert durchaus nicht, einzelne Grundgedanken und auch Anwendungen bereits in der Unterstufe, ja in der Sekundar- und Primarschule gelegentlich zu bieten. Es gibt genug Fälle, wo das immer schon getan wurde und wo es sich von selbst versteht, wie aus den unten angeführten Beispielen klar wird. Trotzdem kann man vor einem Zuviel nur warnen. Die erdkundlichen Kenntnisse der Mittelschüler sind im allgemeinen so ungenügend, dass man Luftschlösser bauen würde, wollte man ihnen die Geographie zur Geopolitik machen. Johann von Leers, der Leiter der Abteilung für Ausenpolitik und Auslandkunde an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin, hat kürzlich im „Hochwart" (Berlin, Mai 1935) einige Proben der geographischen Kenntnisse vorgelegt, die deutsche Abiturienten aufweisen: da war Italien durch eine Landbrücke mit Afrika verbunden, da war Südsibirien, ja Nordaustralien ein Hauptkulturgebiet der Erde, Schweden, Belgien und Litauen wurden zu Hauptgetreideländern der Welt, Kopenhagen lag auf der Insel „Kleine Belt", die Wasserscheide wurde bezeichnet „als unterirdischer Fluss, der hier und da an den Tag tritt, dann aber gleich wieder sinkt" ...

Man begreift daher, dass es noch genug

Lehrer gibt, die geopolitische Betrachtungen auch für die Mittelschule ablehnen. Was habe es auch für einen Sinn, den Schülern die Pufferstaatnatur Afghanistans klar zu machen, die nicht einmal mehr wissen, wo Afghanistan liegt! So meinte ein deutscher Kollege. Darauf gab O. Graf zur Antwort: „Ist den Studenten, die nicht wissen, wo Afghanistan liegt, die Pufferstaatnatur Afghanistans klargemacht worden? — Wenn das geschehen wäre, würden sie wissen, in welche Zusammenhänge Afghanistan eingebettet ist, und wo es demnach liegen muss. Auf jeden Fall ist Afghanistan, sobald es in einen geopolitischen Zusammenhang hineingestellt ist, zu so vielem anderen in Beziehung gebracht worden, dass das Gedächtnis in diesen Beziehungen bessere Stützen gewonnen hat, als ein rein mechanisches Einbläuen sie hätte verschaffen können.“ Man sieht, dass die geopolitische Betrachtung der Topographie nur dienen kann, wenn beide verknüpft werden. Namentlich die Behandlung der Grenzen, eines der wichtigsten geopolitischen Kapitel, kann durchaus schon auf Unterstufen erfolgen. Ebenso die Abhängigkeit der Bewohner von den Produkten des Bodens, vom Klima, der Einfluss warmer oder kalter Luft- oder Meeresströmungen, der Gegensatz von Land- und Seeklima und ihre Wirkung auf die Völker, die Küstengliederung und ihre Aufschliessung, der Einfluss der Ebenen oder Gebirgsländer auf die staatliche und wirtschaftliche Entwicklung und eine ganze Reihe ähnlicher Fragen.

Die folgenden Beispiele, die wir zur Veranschaulichung herausgreifen, sind meist längst bekannte Fälle geopolitischer Betrachtung; daraus mag man ersehen, dass die Sache durchaus nicht neu ist, sondern dass viel altes Gut hinter dem neuen Namen steckt. Man achtet jetzt mehr systematisch auf den Zusammenhang zwischen Volk und Boden und sucht in der Geographie nicht so sehr interessante Dinge zu vermitteln, als wertvolle, die sich in Geschichte und Politik

auswirkten. Bei der Geographie Londons ist der Hyde-Park wichtiger als der Tower und dieser wichtiger als der Glaspalast; aber alle sind entbehrlich, verglichen mit der Wirkung von Ebbe und Flut.

Noch eine Warnung ist nicht zu vergessen. „Die Geographie“ — sagt mit Recht H. Haslinger — „bleibt in ihrem Verhältnis zur Geschichte nicht auf die Rolle einer Dienerin beschränkt, die auf der Menschheitsbühne etwa nur Hintergründe aufrichtet und Requisiten stellt, sondern sie greift vielmehr in die sich hier abspielenden dramatischen Vorgänge gestaltend ein“. Andererseits muss betont werden, dass Geographen, die der historischen Bildung entbehren, allzu leicht der Gefahr verfallen, menschliche Zustände und geschichtliche oder politische Vorgänge einseitig aus den natürlichen geographischen Verhältnissen zu erklären; sie ü b e r s e h e n oder u n t e r s c h ä t z e n den Einfluss geistiger Bewegungen. Die geographischen Räume sind nicht an sich Geschichtsgestalter. Die Durchbrechung der Dämme bei Antwerpen, die sich einst im Unabhängigkeitskampf der Niederlande gegen Spanien als Rettung erwies, war im Weltkrieg eine höchst überflüssige Massnahme. Der Mensch ist nicht bloss abhängig von der Natur, er ist auch ihr Herr.

III.

Einige Beispiele aus der Geschichte.

Das alte A e g y p t e n war durch die arabische und libysche Wüste, die Nilkatarakte und das Sumpfdelta ein abgeschlossenes Land, ganz auf sich selbst gestellt, so dass es eine ungestörte geschichtliche Entwicklung nehmen konnte bis zu der Zeit, da das Delta, statt wie bisher als Absperrungszone, als Sprungbrett nach aussen dienen musste, nachdem es entsumpft und kultiviert worden war. In diesem eigenartigen Land schleppte der Nil den besten Dünger herbei, was den frühen Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbaustaat ermöglichte; hier zwang die Nilüberschwemmung, die alle Kräfte des Lan-

des zur Konzentration nötigte und so das despotische Königtum förderte, zur Flußschiffahrt wie zur Anlage von Kanälen und Vorratsräumen; die Abhängigkeit der jährlichen Ueberflutung vom Zenitalstand der Sonne führte zur Pflege der Astronomie und zur Einführung des Kalenders nach dem Sonnenjahr von 365 Tagen, das nach E. Meyers Berechnung mindestens um das Jahr 4241 schon bekannt war. Die grosse Regelmässigkeit der Naturvorgänge drückte der Bevölkerung den strengen Charakter auf, der sich uns in den Monumentalwerken der ägyptischen Plastik wie in der Stetigkeit der Rasse (Benennung „Dorfschulze“!) offenbart, die Trockenheit des Klimas konservierte die Mumien und erleichterte den Bau der Pyramiden. Wiederholt spiegelt sich in der Geschichte der natürliche Gegensatz von Ober- und Unterägypten; die günstige Weltstellung brachte das Land in steten Kontakt mit den Kulturländern Vorderasiens.

Die alten P h ö n i z i e r wurden durch die Lage ihres Ländchens, dem das nahe Cypern mit seinem Kupferreichtum vor Augen lag, durch die schmale Basis ihrer Festlandsmacht, die rasche Uebervölkerung und die dadurch bewirkten Parteikämpfe wie durch die assyrische Bedrängnis zur Schiffahrt getrieben, die damals eine Anzahl ausgezeichneter Häfen zur Verfügung hatte. Der waldreiche Libanon gab treffliches Schiffsbauholz, die Bergvorsprünge boten Schutz vor feindlichen Nachbarstädten, das fischreiche Meer lockte das Volk in die Flut.

Noch wundervoller ist die Bühne des biblischen Dramas für den Zweck eingerichtet, den das hl. Volk der Juden zu erfüllen hatte. Darum ist kein anderes Volk der Weltgeschichte mit seinem Lande so innig verwachsen wie das Judenvolk. „Die Zunge soll am Gaumen mir verdorren, wenn ich Dein' vergesse, o Jerusalem“ (Ps. 136). Die schönsten Bilder der biblischen Poeten, selbst die Gleichnisse Jesu, sind dem heimischen Boden entliehen. Durch die fetten

Weidetränken floss das Heilige Land von „Milch und Honig“, bot dem Volke die natürlichsten und unschuldigsten Geschenke, so dass es, kaum den dritten Teil Bayerns bildend, die gleiche Bevölkerung wie dieses ernähren konnte. Das Volk sollte sein Brot nicht auf fremden Märkten holen, sondern allein auskommen. Heute ernährt es kaum ein Zehntel seiner früheren Bevölkerung; besonders Judäa, wo der letzte Akt des biblischen Dramas spielte, steht im Zeichen des unfruchtbaren Feigenbaumes. Um sein auserwähltes Volk hatte der Herr durch Wüsten im Süden und Osten, durch Berge im Norden, ein ungestliches Meer im Westen einen Zaun gezogen (Is. 5, 2). Selbst innerhalb der absondernden Grenzen ist das Land in sich gekehrt „wie eine verschleierte Gottesbraut“; denn die eigentliche Bühne der Biblischen Geschichte ist der quellenreiche und festungsgleiche Gebirgsrücken, der Judäa und Samaria der Länge nach durchzieht, von keinem schiffbaren Fluss, keiner Karawanenstrasse durchschnitten. Obwohl am Meere gelegen, sendet das Land die meisten Bäche nach dem Binnenland, wo der Jordan, die eigentliche Lebensader Palästinas, im gebirgigen Norden entspringt und im Toten Meer an der Südgrenze mündet. Dem ganzen Lande der Verheissung und nur diesem Lande gehörig, gewissermassen voller Scheu, heidnischen Boden zu betreten und durch Ausmündung ins offene Meer einen Fernblick oder gar eine Strasse in die Heidenwelt zu öffnen, war der Jordan, wie später der Täufer an seinen Ufern, selber eine beständige Predigt an sein Volk, sich nicht in die Heidenwelt zu verlieren. Palästina war ferner ein kleines Land, das der Israelite in wenigen Tagen durchwandern konnte, überall Zeugen heiliger Geschichte findend, ein Land, wo ein einziges Zentralheiligtum den religiösen Bedürfnissen genügen und Jerusalem das Vaterhaus des ganzen Volkes sein konnte. Hier konnte dann jedermann den Messias kennen lernen, so dass das Volk als

Ganzes verantwortlich wurde für dessen Ablehnung. Endlich nennt der Prophet seine Heimat mit Recht den „Nabel der Erde“ (Ez. 38, 12): sie bildete die Brücke zwischen Euphrat- und Nilkultur. Diese zentrale Lage, der nationalen Entwicklung des späteren Judentums hinderlich, weist auf die universale Bestimmung des Volkes hin und kam merkwürdigerweise erst zur Geltung, als die „Fülle der Zeit“ eingetreten war, das Volk aus seiner „Klausur“ hervortrat und seine grosse Missionsaufgabe zu erfüllen begann.

Aehnlich zeigt sich der Einfluss der Landschaft bei allen Völkern. Die Helmolt'sche Weltgeschichte, in neuester Zeit die Werke A. v. Hofmanns über Deutschland und Italien, weisen überzeugend nach, wie Gebirge und Pässe, Flussläufe und Küstenbildungen mitbestimmend auf die geschichtlichen Begebenheiten eingewirkt haben. Hingewiesen sei wenigstens auf Th. Fischer und A. Philipsson, die in klassischer Weise das Bild des Mittelmeer-Menschen in seiner Abhängigkeit vom geographischen Milieu dargestellt haben.

IV.

Greifen wir aus der Fülle moderner geopolitischer Probleme noch kurz zwei Beispiele heraus, eine Grenzlandsfrage und das Problem einer Grossmachtstellung. Die **Brennergrenze** Italiens wird von einem Italiener, Orazio Pedrazzi, folgenderweise gerechtfertigt: „Keine andere Grenze kann es zwischen den Völkern und zwischen ihren geschichtlichen Erinnerungen geben, als die Alpen, den Brenner und die Vetta d'Italia. Diesem festen Willen stellt einen Einwand entgegen jene besondere Rechenkunst, die so oft berufen erscheint, eine Zwingherrschaft zu befestigen, Träume auf den brutalen Tafeln scheinbarer, unerbittlicher Wahrheit festzunageln: Die Statistik. Während der langen Fremdherrschaft zog die Milde des Klimas und der Reiz der Landschaft in den Reif der Alpen viele deutsche Leute herein, die wie ein ortsfremdes Sedi-

ment innerhalb unserer neuen rechtmässigen Grenzen bleiben werden. Solche Sedimente bilden heute die Mehrzahl der Bevölkerung des oberen Etschtales; neben 40,000 Italienern leben hier 180,000 Deutsche. Diese angebliche Mehrheit wird auf einmal zur Minderheit, wenn wir das ganze Etschgebiet von Ala bis zum Brenner zusammenfassen. Dann hat man 420,000 Italiener und 180,000 Deutsche. Setzt man aber diese in Proportion zu den 37 Millionen, die unser ganzes Italien bewohnen, mit dessen Leben das Leben des wiedergewonnenen Alpengaues verschmelzen wird, — was wird dann aus den 180,000 Deutschen anders als eine winzige, nicht weiter beachtenswerte Ausnahme in der ungeheuren Gleichförmigkeit des italienischen Volkes? . . . Schon höre ich die Catonen fremder Rechte mich erinnern an das Nationalitätsprinzip, aus dem wir geboren wurden, aber ich behaupte, dass auch beim Verbleiben innerhalb der Grenzen, wie Oesterreich sie für das obere Etschtal abgesteckt hat, die 40,000 Italiener, die auf ihrem Boden leben, ein grösseres Recht auf nationale Freiheit haben, als die 180,000 Deutschen, die auf fremdem Boden sitzen.“

Die historischen Gründe des Italieners fallen in nichts zusammen, sobald man annimmt, dass das heutige Italien nicht mehr ganz identisch ist mit dem alten Römerreich. Daher besteht die Berufung auf das Nationalitätsprinzip zu Recht. Aus der Geschichte wird man beifügen können, dass die Bayern schon im 6. Jahrhundert in Bozen standen, während im heutigen Italien andere Germanenstämme, nicht die Italiener, herrschten. Sprachlich, kulturell, volkstümlich ist Südtirol eine Einheit nicht mit Etschtirol, sondern mit Nordtirol. Vom Norden bis Bozen und noch weiter eine geschlossene Kette gotischer Kirchen! Die mitteleuropäische, deutsche Kultur reicht also weit über den Alpenkamm, der nicht trennt, sondern lebens- und verkehrsfreundlich ist, hinweg bis nahe an den Südsaum des Gebirges. Der Deutsche bleibt in

gewohnter Umgebung, wenn er den Brenner überschreitet, der Italiener kommt in eine fremde Welt. Der geographische Grund für diese Tatsachen liegt in der Passnatur des Brenners. Tirol wird als Passland erkannt, dessen geographische Einheit vor allem durch die ganze ostalpine Gebirgsgliederung gefördert wird. Und mit diesen geographischen Tatsachen harmoniert die Geschichte: die Grafschaften nördlich und südlich des Brenners wurden von den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. (um 1000!) den Bischöfen von Trient und Brixen anvertraut, um den Pass sicherzustellen. Obwohl deren Vögte, die Grafen von Tirol, dann Görz, ihren Sitz in Meran und Bozen hatten, wurde der Schwerpunkt bald nach Innsbruck verlegt, das die kürzere Entfernung (40 km statt 94!) und den geringeren Höhenunterschied vom Brenner aufweist (800 m statt 1100!). Ebenso wird das Pustertal mit Unrecht durch die neue Grenze zerschnitten; die Wasserscheide zwischen Drau und Etsch (Rienz) ist hier wie am Brenner nicht massgebend, da sie nicht trennt, sondern verbindet, so wie Flüsse (Oberrhein, Nil) gar oft als Verkehrsbahnen und dann als „Klammern“ wirken.

Die Grenzorientierung eines Staates darf nicht einseitig nur irgendeine geographische Bedingung auswerten; die Gesamtheit der Natur- und Kulturtatsachen allein ist entscheidend. Die Brennergrenze ist daher geopolitisch schwach.

V.

Im übrigen hat das heutige Italien starke Grundlagen seiner Grossmachtspolitik. Mit der Alpen- und Meeresgrenze hat es im allgemeinen eine vorzügliche äussere Einheit, die durch die völkische Zusammensetzung (2 Prozent Fremde) auch im Innern besteht. Italien ist eine geographische Individualität, wie wenige Staaten: ein wirklicher Nationalstaat im natürlichen Rahmen, eine selbständig lebende Persönlichkeit im eigenen Haus, in voller Uebereinstimmung mit der Staatsidee unserer Zeit (Kjellen). Die Lage ist für

eine Grossmachtstellung wie geschaffen: Italien ist der Landungssteg Mitteleuropas, dessen Verkehr die Alpen überwand, wobei die Bogenform des Gebirges eine Reihe von Strassen radial zu einigen Großstädten Italiens (Turin, Mailand, Venedig, Genua) lenkte. Es ist der „grosse Hafendamm des Mittelmeeres, in der Mitte zwischen Gibraltar, dem Bosporus und Suez“; an seiner ausgedehnten Küste entlang führt das Meer am tiefsten hinein in das Herz Europas (Venedig, Genua), wodurch Italiens Vermittlerstellung zwischen Mitteleuropa und Mittelmeer bestimmt ist. Kaum war Italien geeint, als die Eröffnung des Suezweges ihm ungeahnte Möglichkeiten bot, die denn auch sofort durch den Erwerb wichtiger Kolonien am Ausgang des Roten Meeres ausgenützt wurden; heute drängt diese günstige Handelslage Italien zum Angriff auf Abessinien, dessen Besitz es zum Herrn des Suezweges machen würde. Dazu kommt die vorteilhafte Meeresgrenze, die drei Viertel der Gesamtgrenze ausmacht. Alle diese geographischen Tatsachen, zu denen der Besitz Siziliens und Tripolitaniens als „Riegel des Mittelmeeres“ kommt, bestimmen Italien zur Haupthandelsmacht des Mittelmeeres. Daher war schon in der Vorkriegszeit die Handelsentwicklung Italiens doppelt so stark als die Oesterreich-Ungarns, das allerdings autarkisch war. Seit dem Krieg wuchs die Stellung Italiens im Handel enorm. Die Mare-Nostro-Politik zuerst in der Adria, nun auch in der Levante, hat also wichtige geographische Grundlagen.

Damit beginnen aber auch die Schwächen der italienischen Grossmachtstellung. Ihre Interessen stossen auf die Vormachtstellung Frankreichs im westlichen Mittelmeer und auf den Seeweg Englands nach Indien. Daher der Kampf um Malta und um Abessinien. Die lange Küste Italiens bietet der überlegenen englischen Flotte umso mehr Angriffspunkte, als die Hauptbahnen Italiens der Küste entlang liegen. Frankreich aber beherrscht Korsika und das wichtige Tunis, endlich die West-

alpen, wo die italienische Grenze nur am Kamm des inneren Gneisalpenzuges verläuft. Der schwache Punkt am Brenner wurde schon berührt. Dazu fehlen Italien die wichtigsten Rohstoffe, wie Kohle, Eisen, Petroleum. Die systematische Ausbeutung der Wasserkräfte hat allerdings die ausländische Kohlenversorgung stark zurückgedrängt.

Das Beispiel Italiens zeigt besonders deutlich, dass die geographischen Grundlagen allein keine Geschichte machen, denn trotz aller Vorzüge war Italien bis ins 19. Jahrhundert ein politisches Vakuum; aber sobald der Wille des Volkes erwachte und eine entschlossene Führung die Kräfte der Nation zusammenfasste, konnten die Vorzüge der Lage Italiens ausgenützt und die Schwächen ausgeglichen werden.

So ergeben sich zahlreiche Anknüpfungsmöglichkeiten, wo man die Grenzen eines Landes, die verschiedenen Landschaftstypen wie Zentrallandschaften und Hochländer, Küsten- und Binnenländer, die Möglichkeiten und Schranken einer Grossmachtstellung, die Hauptstädte als Staatsmittelpunkte, den Einfluss des Klimas auf Wirtschaft und Produkte, die Bodenschätze, die Kolonialpolitik und Wachstumsspitzen einer Macht usw. in Frage kommen. Dadurch wird die Geographie praktisch, knüpft an das wirkliche Leben an und legt die tieferen Ursachen politischer Vorgänge klar. Der Grundsatz „Non scholae, sed vitae“ wird durch den geopolitischen Unterricht in die Tat umgesetzt.

Sarnen.

P. Bruno Wilhelm.

Eltern und Schule

Zum Thema „Auswanderung“

Es wird jetzt viel von „Auswanderung“ gesprochen, nicht etwa nur im engern Kreise, wie z. B. in der Frühjahrsversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft (Luzern, am 17. Juni 1935).

Man hofft, in der Auswanderung das große Ventil entdeckt zu haben, um den Ueberdruck der Arbeitslosigkeit im helvetischen Kessel zu entspannen. Wer wünschte nicht, dass das Ventil gut funktioniere? Besorgte Eltern werden das Experiment mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Aber auch die Lehrer fühlen sich wohl angeregt, etwa in der Geographiestunde von der Sache zu reden. Hier ist wieder einmal eine Gelegenheit, den Unterricht lebensnah zu gestalten und erzieherisch zu befruchten. Vielleicht entdeckt der Lehrer in sich sogar den Beruf zur Volksaufklärung und Volksführung, sollte auf einmal das Emigrantenfieber in seiner Gemeinde auftreten.

Wir denken an Auswanderung nach Uebersee. In der Presse und — wie es scheint — auch im engern Kreise war namentlich von Brasilien die Rede. Ein fünfjähriger Aufenthalt in jenem Lande gibt vielleicht eine gewisse Berechtigung, ein wenig mitzureden. Wir könnten auch, mit der gleichen Begründung, über Nordamerika und Ostasien sprechen; doch jenes kommt einstweilen nicht und dieses niemals als Auswanderungsgebiet in Betracht. Es wird nämlich hier vorausgesetzt, endgültige Auswanderung sei beabsichtigt, nicht nur ein Auskommen auf ein paar Jahre oder Jahrzehnte.

Die „Estados Unidos do Brasil“ sind um ein wenig kleiner als ganz Europa; allein die Insel Marajó in der Amazonasmündung ist ungefähr so gross wie unsere Schweiz. Hier ist noch Platz übergenug, besonders im Innern; denn die Brasilianer selber sagen, sie sässen